

Das nächste Kleid der Übersetzung¹

Der Auftrag der Übersetzung ist das vorliegende, „fertige“ fremdsprachliche Kunstwerk in eine andere, meistens in die „eigene“ Sprache zu übertragen. Versteht man Textforschung als Hermeneutik, als Deuten und Interpretieren, dann ist dies womöglich der Ausgangspunkt, nicht aber das Ziel der Übersetzung. Der Grundimpetus beim Übersetzen wäre eher ein Nachempfinden- und Nachzeichnen-Wollen. Die Übersetzung kommt, für die Übersetzerin, nach dem Original, allerdings nicht in einer rein zeitlichen Entwicklung, sondern eher in der Bedeutung des Sekundären, des Abgeleiteten. Die Übersetzung ist das zweite, das nächste Kleid des Originals, das an die Stelle des Originals treten soll, „nach“ ihm kommen soll, und zugleich dessen Form beibehalten soll, ihm „nah“ sein soll – fürwahr ein Ding der Unmöglichkeit. In einem etwas polemisch formulierten Essay mit dem Titel *Die Sirenen der Wortwörtlichkeit* schlussfolgert daher die Übersetzerin Karin Fleischanderl: „Das Inadäquate, nicht zu hundert Prozent Entsprechende ist das Schicksal der Übersetzung.“ Und noch: „Die Übersetzung ist eine Annäherung und eine Wiederholung, oder brutaler ausgedrückt, eine Entstellung und Profanisierung.“² Die Übersetzung ändert und entstellt das Original – das Kleid passt nie ganz – und raubt dem Original seine sublimen Aura als einmaliges Kunstwerk.

Mit allen diesen grammatisch und semantisch negativen Begriffen sind wir bei der Auffassung, der hartnäckigen, auch heute noch sehr präsenten Auffassung der Übersetzung als Verlust. Demgegenüber hat sich in den jüngsten Dezennien die Auffassung der Übersetzung als Gewinn, als Bedeutungsüberschuss stark gemacht. In dieser Auffassung ist jede Übersetzung eine Bereicherung und Hinzufügung, ein jeweils neues Kleid, eine nächste Materialschicht ohne eindeutigen Rückhalt in einem Original. Ausgehend von den postcolonial studies hat sich wiederum die Auffassung über die Fremdheit und die nicht an Identität orientierte Qualität von sowohl Original als auch Übersetzung etabliert, wobei eine verantwortliche Übersetzung eine Übersetzung ist, welche die Fremdheit des Originals auch in der Zielsprache durchscheinen lässt, diese nicht domestiziert. Dieses Kleid ist wohl weniger unangemessen als transparent.

Verlust, Gewinn und Differenz, unter diesen Stichwörtern lassen sich die unterschiedlichen, einander oft polemisch kritisierenden Auffassungen zum literarischen Übersetzen zusammenfassen. Mir scheint aber, dass die Praxis des literarischen Übersetzens, die weder ohne realistischen Pragmatismus noch ohne die Anregung eines gewissen Idealismus auskommt, die

sowohl bescheidene Zurückhaltung als dezidierte Tatkraft aufweisen soll – als Übersetzerin muss man ja ständig unterscheiden und entscheiden –, diese Oppositionen hinter sich lässt. Oder anders formuliert: Obwohl Erfahrungen von Verlust und Gewinn sich zweifelsohne punktuell einstellen, lässt sich das Glück des Übersetzens nicht in diesen Oppositionen fassen. Und von dem Glück, von meinem Glück beim Übersetzen von Jelinek möchte ich Ihnen ja erzählen.

Ich greife dafür noch einmal das Bild des „nächsten Kleides“ auf. Ist dies wirklich ein Ding der Unmöglichkeit? Doch nur, wenn man an der Auffassung festhält, die Übersetzung könne und solle eins zu eins mit dem Original übereinstimmen, solle sozusagen den präbabilonischen Zustand einer Universalsprache wiederherstellen. Oder wenn man von einer absoluten Differenz und Unübersetzbarkeit ausgeht, die jede Kontiguität zwischen Original und Übersetzung, jede Kommunikation zwischen den beiden ausschließt.

Wie ich es allerdings in meiner Praxis des Übersetzens erfahre, ist tatsächlich eher die Rede von einem Kontiguitätsverhältnis, von einer seitlichen Berührung: Die Hand der Übersetzerin berührt die Hand der Autorin, allerdings weder auf eine übergestülpte, das Original zum Verschwinden bringende Art und Weise, noch auf eine rein untergeordnete, dem Original den absoluten Vortritt lassende Weise, sondern nur, aber auch auf jeden Fall seitlich, sich seitlich anschmiegend, immer an der Seite entlang. Das erste Glück beim Übersetzen von Jelinek ist ja, für mich, dass du dabei die Handarbeit der Autorin auf die Spur kommst, dass du immer wieder feststellst, staunend und bewundernd, welch eine unglaubliche und unglaublich engagierte Materialbearbeitung in diesen Texten vorliegt.

Bewunderung ist aber eine komplexe Disposition, und für die Übersetzerin nicht notwendigerweise ausschließlich positiv. Sie kann dich mitreißen und übermütig machen, aber auch lähmen und verunsichern. Es gilt also, sie mit einem pragmatischen Blick zu mäßigen, zu rationalisieren, denn der Auftrag des Übersetzens geht zwar von der Seite des Originals aus, soll aber immer auch auf die, auf eine andere Seite hin arbeiten. Es gilt ständig die Gratwanderung zu vollziehen zwischen der Fülle der Möglichkeiten, die die Bewunderung in ihrem Übermut vorfindet, und dem Verzicht auf eine Möglichkeit überhaupt, wozu die Bewunderung als Verunsicherung führen kann. Dies ist eine schwierige Aufgabe. Sie impliziert, es sei hier noch einmal wiederholt, ständiges Unterscheiden und Entscheiden. Dennoch erfahre ich das nicht als Verlust, aber auch nicht als Gewinn (wenn man unter Gewinn Mehrwert versteht), oder wenn schon, dann nur punktuell, momentweise, aber nicht als kontinuierliches Gefühl. Vielmehr schenkt mir das Übersetzen das Glück des Möglichen. Wenn ich mich zwischen mehreren Möglichkeiten entscheiden soll und dazu die Möglichkeiten sorgfältig vonei-

inander unterscheide, dann verliere ich sie nicht, wenn ich schließlich die Entscheidung treffe. Sie bleiben als Möglichkeiten da, auch wenn sie nicht realisiert werden, nicht realisierbar sind. In dem Sinne ist die Übersetzung nicht nur sekundär im Verhältnis zum Original, sondern auch sekundär oder abgeleitet innerhalb der Zielsprache, wobei ich „sekundär“ eben affirmativ als das nächst Mögliche, das nächst Liegende verstehe.

Verliert die Übersetzung in Bezug auf das Original? Auch dies erfahre ich nur selten, oder genauer: nur selten als Problem. Die Übersetzung ersetzt das Original nicht, bringt es nicht zum Verschwinden, sondern steht daneben. Die absolute Übereinstimmung zu verlangen ist unsinnig – denn wie ließe sich das überhaupt feststellen? Doch nur von einer Person, bei der die beiden Sprachen zu einer Universalsprache verschmelzen. Erst dies wäre ein Ding der Unmöglichkeit, ein Ding der Unmenschlichkeit.

¹ Die nachfolgenden Gedanken sind zweifelsohne davon geprägt, dass ich aus dem Deutschen ins Niederländische übersetze. Deutsch und Niederländisch weisen ein starkes Kontiguitätsverhältnis auf, es sind sogenannte „Nahsprachen“. Diese Bezeichnung geht auf Salomo Birnbaum zurück (vgl. Birnbaum, Salomo: *Institutum Ascenezicum*. In: Timm, Erika (Hg.): Salomo A. Birnbaum. A Lifetime of Achievement. Berlin: de Gruyter 2011, S. 297-304, S. 299).

² Fleischanderl, Karin: *Die Sirenen der Wortwörtlichkeit. Oder: Wie man schlechte Übersetzungen erkennt*. In: Knafl, Arnulf (Hg.): *Über(ge)setzt. Spuren zur österreichischen Literatur im fremdsprachigen Kontext*. Wien: Praesens 2010, S. 11-32, S. 13 und S. 15.